

Detail**[Schließen]**Ausgabe: 05/2009 | **Druckansicht »****Besuch bei ...****Nitzan Cohen**

Die Kindheit in einem traditionellen Kibbuz hat ihn ebenso geprägt wie die langjährige Arbeit im Büro von Konstantin Grcic: Der israelische Designer Nitzan Cohen setzt nicht auf Showeffekte, sondern geht den Dingen auf den Grund, bevor er neue entwirft.

Verwitterte Bierbänke am Bachufer, rostige Fahrräder unter Fliederbüschen, holprige Kiespassagen, marode Holzschuppen: Das Werkstattareal im Hinterhof der Geyerstraße zählt nicht zu den feinsten Adressen Münchens, dafür aber zu den interessantesten. Stefan Diez residiert hier in einem neu errichteten Studiogebäude, während die aufstrebende Modedesignerin Ayzit Bostan ihre Kollektionen ein paar Meter weiter in einer Betonbaracke entwirft. Gleich nebenan, in Diez' ehemaligem Büro, hat Nitzan Cohen Quartier bezogen.

Der 1973 im Kibbuz Hazoreah bei Nazareth geborene Israeli arbeitete als Tontechniker, bevor er ein Kunststudium an der Avni Art Academy in Tel Aviv begann. 1997 ging er nach Holland und absolvierte ein Designstudium an der Design Academy in Eindhoven, wo Konstantin Grcic auf ihn aufmerksam wurde. Nach einem Praktikum im Büro des Münchner Designers arbeitete Cohen von 2002 bis 2007 als Projektleiter bei Grcic. Seither unterhält er ein eigenes Büro in München.

Zu den herausragenden Entwürfen Cohens zählt die Sitzmöbelserie „He said/She said“ für den italienischen Holzmöbelfabrikanten Mattiuzzi sowie das Regal „Nan 15“ für das Schweizer Label Nanoo by Faserplast. Neben Möbeln und Objekten gestaltet Cohen auch Räume. In München stattete er diverse Lokale wie das „SAF Deli“ oder das „Zerwerk Deli“ aus, in der Schirn Kunsthalle in Frankfurt am Main wurde jüngst das von ihm gestaltete Restaurant „Table“ eröffnet (s. design report 4/09).

Der Kibbuz Hazoreah, in dem Sie aufgewachsen sind, wurde 1936 von deutschen Immigranten gegründet. Haben Sie deutsche Vorfahren?

Nein, mein Vater stammt aus Ungarn, meine Mutter aus Polen. Allerdings war die deutsche Kultur in Hazoreah während meiner Kindheit und Jugend durchaus präsent. Zum Beispiel lagen immer Zeitschriften wie Spiegel oder Stern im Kibbuz-Café aus. Dass ich jetzt in München lebe, hat jedoch nichts damit zu tun.

Ist Hazoreah eigentlich ein traditioneller Kibbuz, also eine Art basisdemokratisch verwaltete Kollektivsiedlung?

Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen: Nach dieser Devise wurde dort während meiner Kindheit noch gelebt. Heute hat sich das etwas gewandelt.

Hat die kommunistische Lebensform Sie geprägt?

Auf jeden Fall. Das Ideal, wenigstens die schönen Seiten davon, nimmt man mit. Das zeigt sich nicht zuletzt in meiner Haltung zur Arbeit. Mir geht es weniger ums Geld als um die Sache. Anderenfalls wäre ich nicht Designer.

Designer schaffen nicht zuletzt Prestigeobjekte, also Dinge, die man nicht teilen, sondern besitzen und vorzeigen will. Reibt sich das nicht mit dem Ideal?

Schöne Dinge zu besitzen und sich daran zu erfreuen, finde ich sehr



menschlich. Ich habe überhaupt nichts dagegen. Woran ich mich stoße, ist der Designhype, wie er heutzutage von manchen Medien und den Galeristen betrieben wird. Design und Glamour: Diese Kombination reizt mich überhaupt nicht.

Bevor Sie Designer wurden, haben Sie in Israel als Bühnenbildner gearbeitet.

Eigentlich war ich Tontechniker. Mit Anfang 20 hatte ich eine Firma mit zwei Angestellten und dem zugehörigen Equipment. Wir haben auf Konzerten und bei Theateraufführungen den Sound und die Beleuchtung gemacht. Später kamen Jobs fürs Fernsehen dazu. Und irgendwann habe ich spaßeshalber damit angefangen, Requisiten und Kulissen für eine erfolgreiche TV-Comedyshow zu bauen. Im Grunde war das mein Debüt als Gestalter. Ich habe dann zwar noch ganz kurz Kunst in Tel Aviv studiert, aber der Drang zum Design war stärker.

Dieser Drang hat Sie 1997 nach Eindhoven geführt.

Damals war die Schule noch nicht so bekannt wie heute. Li Edelkoort war eine der Direktorinnen. Und ich war sehr glücklich über Dozenten wie Hella Jongerius oder Jürgen Bey, die erst später berühmt wurden. Es war die Blütezeit von Droog Design.

Was haben Sie in Eindhoven belegt?

Anfangs war ich in der Abteilung „Man and work“. Die Fakultät war stark von Philips geprägt. Wir teilten uns das Gebäude mit der Designabteilung des Konzerns und hatten auch ein paar Professoren, die dort arbeiteten. Später war ich in der Abteilung von Hella Jongerius, wo es viel freier zugeht. Man fing dort immer mit einem Material an und machte ein Projekt daraus. Das ist die Art und Weise, wie Hella selbst denkt und arbeitet.

Nach dem Studium sind Sie gleich zu Konstantin Grcic gegangen?

Zunächst für die Dauer eines Praktikums. Damals war Konstantin noch nicht so bekannt wie heute. Überhaupt war die Designwelt noch nicht so vom Starrummel geprägt. Es gab einen Superstar namens Philippe Starck und die anderen waren halt Designer. Als ich bei Konstantin anfangte, hatte er nur einen Mitarbeiter, das war sein damaliger Assistent Stefan Diez.

Die Arbeit dort muss Ihnen gefallen haben.

Ja, sehr. Obwohl der Name des Büros, KGID, also Konstantin Grcic Industrial Design, mich zunächst irritiert hat. Ich kam ja aus dieser sonderbaren, etwas verschrobenen Welt von Droog Design – und jetzt stand plötzlich Industrial Design auf der Tagesordnung. Rationalität, Massenproduktion, Maschinenästhetik: Mich schreckte einfach die Härte des Begriffs ab. Aber ziemlich schnell habe ich dann in Konstantins Arbeit etwas wahnsinnig Schönes entdeckt.

Was?

In der Droog-Welt geht es ja immer ums Geschichtenerzählen, und das ist ja auch ganz nett, aber seien wir ehrlich: Am Ende sind längst nicht alle Objekte auch nur annähernd so schön wie die Geschichten, die am Anfang der Produktentwicklung stehen. Es fehlt eine gewisse Balance. Und die entdeckte ich in Konstantins Arbeit. Geschichten spielen auch bei ihm eine Rolle. Aber sie sind nicht so wichtig, zumindest versteht er es, das Objekt und die Geschichte dahinter besser in Einklang zu bringen. Das ist alles viel subtiler und hat mehr Substanz.

Deshalb sind Sie in München geblieben.

Nach dem Studium fragte mich Konstantin, ob ich Zeit für ein bestimmtes



Seit 2008 betreibt Nitzan Cohen ein eigenes Büro im Münchner Glockenbachviertel (oben, links). Vor kurzem eröffnete das von dem Israeli gestaltete 'Table'-Restaurant in Frankfurt am Main.



El Dorado für Veganer: Den Supermarkt und das Restaurant 'Zerwerk Deli' in der Münchner Innenstadt stattete Cohen mit hellen, einladenden Holzmöbeln aus.



Projekt hätte. Daraus wurden dann sechs Jahre. Es war eine unglaubliche Zeit.

Inwiefern?

Na ja, man arbeitet für die tollsten Firmen an den tollsten Projekten. Jeden Tag Avantgardedesign zu machen, ist einfach ungeheuer spannend und lehrreich. Mir kam es wie ein zweites oder drittes Studium vor.

Umso schwerer fiel Ihnen der Sprung in die Selbstständigkeit.

Für den relativ späten Absprung gibt es noch einen anderen Grund. Schließlich war mein Aufenthaltsrecht in Deutschland an einen Arbeitsvertrag gebunden. Der Schritt in die Selbstständigkeit, der für einen Deutschen wie Stefan Diez vergleichsweise leicht ist, war für mich sehr viel schwieriger. Als Ausländer muss man die Industrie- und Handelskammer davon überzeugen, dass es wirtschaftliche Vorteile für Deutschland bringt, wenn man hier als Freiberufler arbeitet. Eine Alternative besteht darin, eine Investition in Höhe von nicht weniger als 250.000 Euro zu tätigen. Nun, das Geld hatte ich nicht. Aber geschafft habe ich es trotzdem.

In Ihrem Büro entstehen nicht nur Produkte, sondern auch Räume. Mögen Sie die Vielfältigkeit oder gibt es Präferenzen in eine Richtung?

Für mich hat jeder Bereich seinen eigenen Reiz. Daher mache ich beides gern. Bei manchen Projekten überschneiden sich Produktgestaltung und Innenarchitektur sogar. Etwa beim Rosenthal-Messestand, den ich im letzten Jahr für die Design Annual in Frankfurt entwickelt habe. Das war im Grunde ein Mittelding aus Raum und Möbel. In eine ähnliche Richtung ging die Installation auf der vorletzten Berlin Fashion Week, die ich für die Bree-Kollektion der Modedesignerin Ayzit Bostan entworfen habe.

Was hat es auf sich mit den Sesseln „He said“ und „She said“, die Sie für die italienische Firma Mattiazzi entworfen haben?

Die Namensgebung stand ganz am Ende des Entwurfsprozesses. Zuallererst gab es den Stuhl, der jetzt „She said“ heißt. Für Mattiazzi, einen Holzmöbelproduzenten aus Udine, der in der Fachwelt bislang eher für klassische, allerdings mit modernster Technologie gefertigte Stühle bekannt ist, war dieser Entwurf eigentlich schon sehr ungewöhnlich. Mir erschien er jedoch, wie soll ich sagen, eine Spur zu gefällig, zu glatt, zu angenehm. Ich wollte da einfach noch etwas draufsetzen, ein bisschen Unruhe hineinbringen. Und so entstand dann die Variante „He said“, die sich von der Urform lediglich durch die nach vorn verlängerte Armlehne unterscheidet. Die Möglichkeit, solch eine Variante ohne nennenswerten Mehraufwand herzustellen und anzubieten, ergab sich durch die Produktionstechnik bei Mattiazzi: Aus vorgebogenem Massivholz entstehen dort mithilfe modernster CNC-Fräsen beliebige Profile. Der Maschine ist es gleich, ob sie die Armlehne abrundet oder da vorn noch so eine Nase stehen lässt: Es ist dasselbe Stück Holz und praktisch derselbe Aufwand. Mit Kunststoff hätte das nicht funktioniert. Da muss bekanntlich für jede Variante ein ungeheuer teures Werkzeug angefertigt werden.

Und dann fanden Sie beide Entwürfe gleich gut?

Als die beiden Stühle vor uns standen, haben wir uns gefragt: Ist das nun ein Gimmick? Oder ist das interessant? Nach langem Hin und Her kamen wir dann zu dem Schluss, dass es etwas hat: zwei Produkte, die sozusagen die gleiche DNA haben, aber trotzdem verschieden sind.

Das drückt sich in den Produktnamen aus?

Namen sind wichtig. Man darf das als Designer nicht unterschätzen. Ein guter Name unterstützt die Aussage des Objekts. Klingt er zu bombastisch, besteht allerdings auch die Möglichkeit, dass er vom Produkt ablenkt. Dafür gibt es zig



Der Bree-Stand auf der Berlin Fashion Week 2009 zeigt die Taschenkollektion der Designerin Ayzit Bostan.



'Nan15' besteht aus Steckmodulen, die sich zu Regalen von beliebiger Länge und Höhe kombinieren lassen. Die Bauteile aus zwei Millimeter starkem Stahlblech gibt es in zahlreichen Farben.

Beispiele. Bei den Mattiazzi-Stühlen, zu denen auch noch ein passender Tisch gehört, dachte ich jedenfalls von Anfang an an eine Cafésituation. Ein Mann und eine Frau sitzen sich in einem Pariser Bistro gegenüber – darum rankte sich die Diskussion. Und so entstanden dann die Namen, die auf eine Art Geschichte verweisen.

Haben Sie so etwas wie eine Entwurfsphilosophie?

Mir geht es um Logik. Um Gründe. Um das Warum. Bevor ich etwas zeichne, modelliere oder sonst wie gestalte, suche ich gewissermaßen die DNA möglicher Entwürfe. Wenn ich den Kern der Sache frei gelegt habe, bin ich in der Regel sehr frei in der Antwort. Sollte dann ein Vorschlag dem Kunden oder mir aus irgendeinem Grund nicht gefallen, kann ich leicht etwas anderes entwickeln, weil ich immer vom gleichen Kern ausgehe. Etwas vorzulegen und bei Nichtgefallen wieder zum Nullpunkt zurückgehen zu müssen, das kommt bei mir eigentlich nie vor. Es geht darum, strukturiert zu arbeiten.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Im Fall von Mattiazzi galt es, zu untersuchen, welche Produktionsmöglichkeiten dieser Hersteller eigentlich bietet. Und da stellt man eben fest, dass sie dort im Grunde nicht viel anders arbeiten als in der Kunststoffmöbel-Industrie, wo Guss- oder Spritzformen per CNC gefräst werden. Bei Mattiazzi nutzen sie die gleiche Technik – mit dem Unterschied, dass dort nicht das Werkzeug, sondern jedes einzelne Objekt gefräst wird. Formal beschert uns das alle Freiheiten der Welt. Anders als beim Kunststoff haben wir sogar noch eine Extrafreiheit: Wir können nämlich die plastische Gestaltung mit ganz simplen Holzbearbeitungsmethoden kombinieren. Die vierkantigen Stuhlbeine von „He said“ und „She said“ sind im Prinzip Latten, die höchst einfach herzustellen sind und praktisch nichts kosten. Wenn man mit Plastik arbeitet, fängt man dagegen immer bei null an. Spannend ist es, diese Logik bei jeder Aufgabe neu zu suchen und zu definieren.

Woran arbeiten Sie gerade?

Neben einem Stuhl für einen finnischen Büromöbelhersteller arbeiten wir an einem neuen Projekt für Nanoo. Das ist die Möbelsparte der schweizerischen Faserplast AG, dem Spezialisten für glasfaserverstärkten Kunststoff. Da stellen wir uns die Frage, welche Möbel oder Produkte man heutzutage aus GFK machen kann. Außerdem berate ich als Art Director zusammen mit dem Grafiker Florian Lambl die Möbelmarke Mattiazzi. Und in München entwerfen wir ein Café in einem denkmalgeschützten Gebäude.

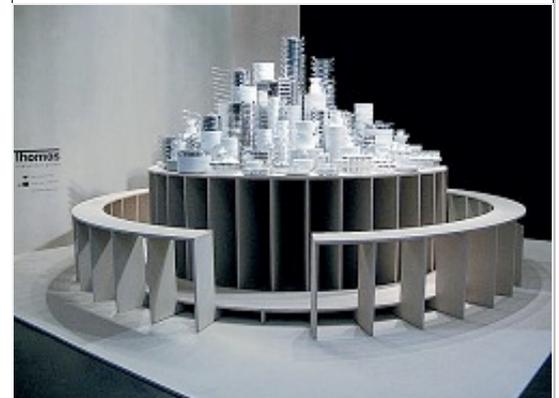
Werden Sie in Europa bleiben oder zieht es Sie zurück nach Israel?

Obwohl ich ein paar Projekte in meiner Heimat gemacht habe, kenne ich mich doch zu wenig in der dortigen Designszene aus. Als ich neulich einen Vortrag in Israel gehalten habe, fiel es mir schwer, auf Hebräisch zu sprechen, obwohl es meine Muttersprache ist. Meine Fachsprachen sind Englisch und Deutsch. Und im Grunde sehe ich auch meine Zukunft hier in Europa.

www.nitzan-cohen.com

Interview: Klaus Meyer Fotos: Reinhard Frick

Quelle: design report



Die Installation 'The knights of the round table', zu sehen auf der Frankfurter Design Annual 2008, schuf Cohen für Rosenthal.

design report established by  Rat für Formgebung
German Design Council

© 2013 · Konradin Medien GmbH · Leinfelden-Echterdingen